

Mein Freund, der Baum... von der Nachhaltigkeit zur Pfléglichkeit

Baum ab? nein Danke! – so deutlich sagt das heute kaum mehr jemand. In den siebziger und ersten achtziger Jahren war es modern, sich von der Nutzung der Natur zu distanzieren und den Schafspelz des Schützers umzuhängen; der Wolf, der Nutzer wurde verdrängt. Heute können uns Wölfe in der Natur wieder leibhaftig begegnen, und wirtschaftlich hat sich etwas Entscheidendes geändert: die Grenzen des Wachstums sind – über explodierende Energiepreise – real ins Blickfeld gerückt. Damit hat das Nachwachsen, das nur in der Natur stattfindet, einen neuen Wert bekommen. Und die Nutzung dessen, was nachwächst, wird zumindest theoretisch akzeptiert. Nachhaltig muss es natürlich sein, das steht in jedem Papier aller Natur-, Nutzer- und Umweltverbände.

Doch die Volksseele hinkt hinterher. Wer liest schon Positionspapiere? Und wer versteht sie? Die Dinge sind kompliziert. Wie in der gesamten Politik folgt man deshalb auch in der Forstpolitik eher dem eigenen Gefühl. Mag der Naturschutz tausendmal den Abschuss tannenfressender Reh- und Hirschbestände verlangen. Für den einfachen Bürger bleibt Wild selten und Jäger Heger. Und wehe, wenn "schießwütige Grünröcke" einen Wald zum Zwecke der Drückjagd sperren wollen: die armen Rehe! Alle abknallen? Schlächter!

Dezimieren, reduzieren, anpassen, nachhaltig nutzen – all diese Worte können das praktisch dahinterstehende Töten beschönigen, aber nicht aufheben. Und getötet wird keineswegs nur, was Haare und Federn hat: "Mein Freund der Baum ... ist tot... Er starb im frühen Morgenrot" – unzähligen Menschen sprach und spricht dieses Lied aus dem Herzen. Den Glauben an die Baumseele hat uns Bonifatius nur vordergründig genommen, indem er die heilige Donarseiche fällte. Mit Staunen – so schreibt es sich die Mission auf die Fahnen – sahen die Germanen, dass die vormals als göttlich verehrte Natur tatenlos zusah, als der riesige Baum fiel.

Doch so umwerfend ein solches "Event" auch gewesen sein mag, es konnte tiefste Empfindungen gegenüber der Natur ebensowenig auslöschen wie die nachfolgend installierte Kirchenmacht. Der Glaube an die Natur als Wesen und die Angst vor ihr erstedt heute, im Zeichen der Umweltkrise wieder neu – bei den "Germanen" bezeichnenderweise mehr als bei ihren europäischen Nachbarn. Insgeheim identifizieren wir uns mit Bäumen. Man braucht bloß in die Regale der Buchhandlungen zu schauen: Dutzendfach wird der Baum dort thematisiert – als Wesen, nicht als "Rohstoff". Dass letztlich alles lebendig sei, und dass die Natur sich irgendwie räche, für die Gewalt, die wir ihr antun, dieses Empfinden ist weit verbreitet.

Naiv mag das alles sein. Schließlich werden ja die nutzungskritischen Schriften der Umweltverbände ebenso wie die kunstvollen Baumbücher auf Papier, also auf getöteten Bäumen gedruckt. Moderne Sanftheit ist oft Augenverschließen und Konfliktverdrängen, allumfassendes Einvernehmen ist Illusion. Mag es unter Menschen Verhandlungslösungen geben, mit der Natur kann man nicht verhandeln. Leben heißt handeln und geschieht immer auf Kosten anderer. Selbst die harmlose Schnecke frißt Kraut, tötet es; und ich muss sie töten, wenn ich das Kraut ernten will.

Und lästig sind diese Gefühle: Die gesamte Primärproduktion kann hierzulande nicht ungestört wirtschaften, rationalisieren, optimieren, zumal Land- und Forstwirtschaft immer den Blicken der Öffentlichkeit ausgesetzt sind. Da reden viele mit, die nichts verstehen von Ackerbau, Forst und Viehzucht.

Doch Vorsicht mit Wertungen: Wohin ein sorgloser Umgang der Menschen mit dem Wald führen kann, zeigt ein Blick zu unseren Nachbarn Italien oder Großbritannien. In vielen Gegenden dort ist Forstwirtschaft ein Fremdwort. Die Menschen und Zeitströmungen annehmen und das eigene Handeln darauf ausrichten – dazu gibt es keine Alternative.

Dabei hat man ein Grundproblem zu lösen, das (nur) auf den ersten Blick paradox erscheint: Der Baum darf mein Freund sein, aber er darf auch gefällt werden. Es ist der Grundwiderspruch des Menschen an sich: zwischen eigenem und anderem Leben, Frieden und Gewalt, Lieben und Töten. Beide Antriebe sind in uns und beide gilt es zu bejahen. Derzeit ist Gewaltlosigkeit "in". Da sie aber nicht ohne ihre Antithese existieren kann, kompensieren wir den Mangel über die Medien: noch nie wurde soviel Mord und Totschlag angeschaut wie heute: täglich, ohne Programmschluss.

Vielleicht ist die Forstwirtschaft so gut wie nichts anderes auf der Welt in der Lage, diesen Grundwiderspruch im menschlichen Leben bewusst zu machen. Werte vernichten und Werte schaffen – beides sind zwei Seiten einer Medaille. Es sind die Eckpfeiler des Lebens. Kaum jemand kann sich doch der Faszination der Holzernte entziehen. Wenn ein Baum fällt, ist das eine großartiges Erlebnis. Es gibt ein Gefühl von Stärke. Das wusste schon Bonifatius und nutzte es für seine Mission. Und dann das Holz in den Händen zu halten, den Duft, die Kraft, die davon ausgeht. Zunächst einmal nicht Rohstoff, sondern Lebenswunder – ebenso wie der lebende Baum, vor dem ich stehenbleibe. Dann aber ist das Holz für mich da, ich kann es in die Hand nehmen, bearbeiten, anzünden. Eine wunderbare Gabe der Natur, die uns geschenkt ist.

Um solche Grundeinstellung den Menschen zu vermitteln, müsste die Forstpartie sensibel vorgehen. Nicht nur schöne Broschüren drucken, sondern vor allem draußen achtsam wirtschaften. Es sollte eine Art Dankbarkeit zum Ausdruck kommen für den Wald und das Holz. Der Mensch darf nicht übermächtig werden, nicht hausen wie ein Berserker. Eine gewisse Harmonie soll zu spüren sein zwischen den Kräften der Natur und denen des wirtschaftenden Menschen.

Zum Beispiel soll es "Baumpersönlichkeiten" in jedem Wald geben, solche vor denen man respektvoll stehenbleibt. Bäume, die sich vom Kollektiv abheben, eine besondere Identifikation ermöglichen. Daneben wird Holz gefällt. Holz – das Kollektiv. Doch Vorsicht mit Wörtern wie "Rohstoff"! Auch das Holz, das wir fällen, lebte bis es zu Holz wurde. Das darf nie vergessen werden.

Es muss nicht gerade Ehrfurcht sein, aber Achtung und Respekt verdient der kleinste Baum, auch wenn er in den Häcksler wandert. Dies muss draußen im Wald spürbar, sinnlich erfahrbar sein.

Eine solchermaßen pflegliche forstliche Nutzung könnte – wie seinerzeit die nachhaltige – wieder Vorbild für alle anderen Wirtschaftszweige werden. Wer sonst könnte diesen Weg weisen als jene, die unmittelbar mit der Natur arbeiten? Sie dürfen diese pflegliche, man könnte auch sagen liebevolle Seite in sich nicht verdrängen, sich nicht treiben lassen vom Profit.

Forstwirtschaft war viele Jahre etwas Besonderes, sie muss es bleiben oder wieder werden, das ist ihre gesellschaftliche Verantwortung.

Auch die Jagd kann dabei nicht außen vor bleiben, sie gehört untrennbar zur Forstwirtschaft. Die Faszination des Waldes ist aufs engste mit der Faszination des Wildes verbunden. Jagd ist nur vordergründig ein eigenes Thema, sie muss aus derselben Grundhaltung heraus geschehen wie die Waldbewirtschaftung.

Der gegenwärtige Nationalpark-Boom, fast muss man von "Fanatismus" sprechen, der teilweise aus den eigenen Reihen geschürt wird, will nichts anderes als den Wald vor der Forstwirtschaft schützen. Er ist nicht im luftleeren Raum entstanden. Eine zunehmend industriell ausgerichtete Forstwirtschaft hat ihn begünstigt und nährt ihn ständig. Er wird (nur) überflüssig, wenn Forstwirtschaft so achtsam, so pfleglich mit dem Wald umgeht, wie es die Menschen im tiefsten Inneren wollen. Im Wald ist die Axt erlaubt, wohl auch der Harvester. Sie sollen von kraftvoller Hand geführt werden, aber mit sensiblem Herzen.